

stände nicht nur sich und anderen vergegenwärtigen **wollen, sondern** daß sie diese auch begrifflich zu beherrschen versuchen.

Hinsichtlich der impliziten Struktur und Formenvielfalt von Beschreibungen bleibt generell festzuhalten, daß jede Beschreibung theorie- und subjektgetränkt ist, insofern sie sich als eine spezifische Form der Objektivierung und Interpretation bzw. als Medium der Welterfassung perspektivisch ausgestalten muß. Daraus ergibt sich, daß der Begriff der Beschreibung letztlich als ein operativer Begriff zu verstehen ist, der sich mit dem Konzept der symbolischen Formung bei Cassirer in Verbindung bringen läßt. So gesehen ist deshalb auch verständlich, weshalb Beschreibungen vielfältige historische Ausprägungsformen gefunden haben bzw. eine große Bandbreite von perspektivierenden Gestaltungsmöglichkeiten. Die kognitiven Implikationen von Beschreibungen hat Orth dementsprechend prägnant zusammengefaßt: »Verstehend beschreiben wir, beschreibend machen wir uns und anderen etwas verständlich.«<sup>16</sup>

<sup>16</sup> Ernst Wolfgang Orth: Beschreibung als Symbolismus, in: Gottfried Boehm / Helmut Pfotenhauer (Hg.): Beschreibungskunst – Kunstbeschreibung, München 1995, S. 559-605, hier S. 597.

## Beschreiben, erklären, argumentieren – Überlegungen zu einem pragmatischen Kontinuum

### 1. Die Mitteilung, die Handlung und das Beschreiben

Ich erinnere mich genau an die Formulierung, die die Spannung des Themas ›Beschreiben und Beschreibung‹ für mich erstmals auf den Punkt gebracht hat. Ich habe sie als Student gefunden bei der Lektüre von Arnold Gehlens faszinierendem Buch *Der Mensch*.<sup>1</sup> Gehlen beschäftigt sich im 36. Kapitel mit der sprachlichen Mitteilung und ihrem epistemologischen Status und er schreibt: »Die Mitteilung ist Handlung. .... Fragt man nach einer Straße, so erfährt man nicht, wo sie liegt, sondern wie man gehen soll.« Hier ist die sprachphilosophische und sprachtheoretische Spannung angesprochen zwischen unterschiedlichen Systemen des Beschreibens: die Beschreibung der genauen Lage der Straße in einem Koordinatensystem auf der einen Seite und die motivational, situativ und deiktisch gebundene Beschreibung im Orientierungssystem von Sprecher und Hörer auf der anderen. Die erste Beschreibung scheint objektiv und interesselos, die zweite standortgebunden und perspektivisch. Gehlen ist hier Partei. Es gibt keine außerhalb von Handlungen stehenden Mitteilungen und folglich auch keine aperspektivische Beschreibung von Welt. Für ihn ist die Mitteilung als Handlung nicht abgeleitet aus vorkommunikativen, rein deskriptiv bestimmten Aussagen über die Welt. Die Mitteilungshandlung ist autonom, sie ist eine originäre Form, ja, sie ist *die* Form, in der sprachlich überhaupt das Darstellen und damit auch das Beschreiben funktioniert. Etwas zu beschreiben, das ist für Gehlen eine ›Frage‹ des kommunikativen Handelns, und die Antwort darauf ist, wie das Beispiel zeigt, eine ›Erklärung‹. Jeder pragmatisch relevanten Beschreibung – das sagt Gehlens Sentenz – ist die Erklärung und damit der Appell an geteilte Handlungsperspektiven, Interessen und Relevanzen inhärent. Das ist das Thema dieses Beitrags. Um es gleich vorwegzunehmen: meine Argumentation ist kein Plädoyer dafür, daß wir nun getrost ›Beschreiben‹, ›Erklären‹, ›Argumentieren‹ und vielleicht

<sup>1</sup> Arnold Gehlen: *Der Mensch, seine Natur und seine Stellung in der Welt*, Wiesbaden, 1978, S. 308.

noch einiges andere in einen Topf werfen sollten, weil ja in **Wirklichkeit** alles ›irgendwie‹ zusammenhängt. Der Punkt ist: Erst der Blick auf das pragmatische Kontinuum ermöglicht es, die Leistungen des Beschreibens zu erfassen und seiner sprachpragmatischen und textlinguistischen Realität zu entsprechen.

## 2. Stereotype des Beschreibens

Herkömmliche Systematisierungen ordnen das Beschreiben ein in eine Systematik weiterer ›Diskursarten‹ (Rehbein 1984), textueller ›Strukturierungsmuster‹ (Heinemann/Viehweger 1991) und Typen der ›Themenentfaltung‹ (Brinker 1997). Solche Formen sind dann etwa das Erzählen, das Berichten, das Beschreiben, das Erklären und das Argumentieren. Sie werden jeweils als Formen gesehen, die sich in ihrer ›illokutiven Gesamtqualität‹ (Rehbein) von den anderen unterscheiden. Dabei gehört – bei allen genannten Autoren – das Beschreiben analytisch derselben Kategorie-Ebene an wie die übrigen ›Formen‹.

Die Einordnung des Beschreibens in ein System von Diskursarten bzw. Textsorten hat vor allem auch in der Didaktik Tradition, wie das folgende vielfach zitierte und abgewandelte System so genannter ›Darstellungsformen‹ zeigt, dessen Ursprünge bis in die 20er Jahre des letzten Jahrhunderts zurückgehen, das sich aber schulisch ungebrochener Aktualität erfreut (vgl. zur Diskussion Abraham 1996, S. 82 ff., S. 271ff.).

	Objektiv	Subjektiv
Gegenstand	Beschreibung	Schilderung
Vorgang	Bericht	Erzählung
Problem	Erörterung	

Vgl. Heinemann (2000, S. 359)

Ich zitiere dieses Schema hier, weil sich an ihm gut drei m.E. problematische Grundzüge der Thematisierung des Beschreibens aufzeigen lassen, die auch für die bisherige linguistische Thematisierung weitgehend gelten.

*Erstens:* Das Beschreiben gilt primär als textuelle Großform, schulisch in der Form der Beschreibung gar als Textsorte (Makroebene). Das ist nicht falsch, aber die Aspekte des Beschreibens als lokale ausdrucksbildende sprachliche

Prozedur (**Mikroebene**) und vor allem auch als Textsegment (Mesoebene) bleiben dabei unterbelichtet. Diese Ausblendung ist grundbegrifflich problematisch, weil das Beschreiben als ausdrucks- und textbildende Prozedur in ganz verschiedenen Makrozusammenhängen (Erzählen, Instruieren, Argumentieren etc.) eine fundamentale Rolle spielt. Dieser Aspekt wird auch von Heinemann kritisch angesprochen, der das Beschreiben textlinguistisch als »Mischform« (Heinemann 2000, S. 363) und als eine »prozedurale Strategiekomponente zur Textkonstitution« (ebd. S. 358) sieht.

*Zweitens:* Das Beschreiben wird referenzsemantisch reifiziert. Es wird behauptet, die Domäne des Beschreibens sei der sichtbare räumliche Bereich (vgl. Heinemann 2000). Schon bei Vorgangsbeschreibungen stimmt dies nicht mehr, was zu äußerst kontroversen Debatten darüber geführt hat, ob Vorgangsbeschreibungen überhaupt Beschreibungen seien (vgl. kritisch hierzu auch v. Stutterheim/Kohlmann 2001). Hier ist ein Perspektivenwechsel gefordert. Das Beschreiben kann sich auf Gegenstände, Räume, Lebewesen, Vorgänge und Zustände gleichermaßen beziehen, dabei kann auch der spezifische sensorische Eingangskanal (sehen, schmecken, hören, riechen, tasten) kaum ein linguistisch relevantes Abgrenzungskriterium sein. Selbstverständlich kann der Geschmack eines Weines, ein Schmerzzustand und – in einer metasprachlichen Äußerung – auch die Artikulation eines Lautes oder ein begriffliches Konzept ›beschrieben‹ werden. Die Tradition einer funktionalen Definition und Abgrenzung des Beschreibens über den Bezug auf statisch-räumliche Sachverhalte geht in der Sache fehl. Richtig aber ist: Das Beschreiben nutzt sprachlich – unter anderem – die Techniken statisch-räumlichen Darstellens für die ›Konstruktion‹ von Sachverhalten.

*Drittens:* Der letzte kritische Punkt hat am stärksten auf die Stereotypisierung des Beschreibens eingewirkt: die Unterscheidung zwischen einer objektiven und einer subjektiven Darstellungshaltung, zuweilen selbst in linguistischen Konzepten verbunden mit der Unterscheidung nonfiktional vs. fiktional. Beide Unterscheidungen sind m.E. einer Ebenenverwechslung geschuldet. Hier geht es nicht um die ›Beschreibung‹ als linguistisch bestimmendes Konzept, sondern um die unbestritten wichtige allgemeine ›Norm der Deskriptivität‹ und damit verbundene Postulate. Mit diesem Punkt hängt die nicht nur im didaktischen Stereotyp, sondern ebenso in der Linguistik weit verbreitete Auffassung zusammen, das Beschreiben sei ein auf die Äußerlichkeit und die Oberfläche bezogenes, phänomenbezogen-registrierendes Darstellungsverfahren. Es sei, so etwa Michel (1985, S. 43) auf die informationelle ›Übermittlung von Erkenntnisresultaten‹ beschränkt. Das heißt: dem Beschreiben wird ein epistemisch eigenständiger Status

nicht zugebilligt. Es informiert bloß und es informiert über etwas, das im Prinzip auch statisch-räumlich abbildbar wäre. Das Beschreiben gilt als Abbildung, als ein »Zeichnen mit sprachlichen Mitteln« (Heinemann/Viehweger 1991, S. 279 ff.). Dieser letzte Punkt wird im folgenden Kapitel ausführlich diskutiert.

### 3. Beschreiben: – weder nach der Natur, noch nach dem Bild

Für Gottsched (1754/56) wie für viele seiner Zeitgenossen war das Beschreiben ohne Frage »... eine Sache, darin man durch die Erwähnung der Eigenschaften einer Sache derselben ganze Beschaffenheit dem Zuhörer oder Leser gleichsam lebhaft vor Augen malet«. <sup>2</sup> Das scheint einfach zu sein. Es kommt nur auf die entsprechend vollständige Erwähnung der Eigenschaften und – in der Tradition des »ut pictura poiesis« – auf deren bildkräftige sprachliche Formulierung an.

Erst in dem Moment, in dem für die Autoren historisch das Beobachten selbst zum Thema wird, wird auch das Beschreiben problematisch. Anstelle erkenntnistheoretischer Ausführungen dazu zitiere ich aus einem unter der Überschrift *Erfahrung und Wissenschaft* bekannten Brief Goethes aus dem Jahr 1798 an Schiller:

Denn da der Beobachter nie das reine Phänomen mit Augen sieht, sondern vieles von seiner Geistesstimmung, von der Stimmung des Organs im Augenblick, von Licht, Luft, Körpern, Behandlung und tausend andern Umständen abhängt; so ist ein Meer auszutrinken, wenn man sich an die Individualität des Phänomens halten und diese beobachten, messen, wägen und beschreiben will. <sup>3</sup>

Goethe spricht hier Schwierigkeiten des Beobachtens noch unter primär quantitativem Gesichtspunkt an als Problem eines informativen »Überschusses« der Wahrnehmung. Die Individualität des Phänomens kann der Beobachter nicht fassen. Es gibt die unabdingbare Notwendigkeit einer induktiven Reduktion, Abstraktion und Konzentration. Das Problem Goethes finden wir exemplarisch zugespitzt bereits 50 Jahre früher bei Diderot und d'Alembert, die sich in ihrer Enzyklopädie zum Ziel gesetzt haben, die relevanten Kenntnisse ihrer Zeit gründlich zu beschreiben. Dabei stoßen sie

<sup>2</sup> Gottsched 1754/56, zitiert nach Ludwig (1988, S.173).

<sup>3</sup> Goethes Werke, Hamburger Ausgabe, hg. von Erich Trunz, München 1974, Bd. 13. Naturwissenschaftliche Schriften 1, S. 23-25, hier S. 24.

zwangsläufig auf das Problem der Grenzen des naiven Beschreibens, und sie thematisieren sie, z.B. anlässlich der beabsichtigten Beschreibung einer »Strumpfwirkmaschine«:

Nach dem, was ich soeben über den Zusammenhang und die Form der einzelnen Teile der *Strumpfwirkmaschine* gesagt habe, sieht man wohl ein, daß man sich vergeblich eine gewisse Kenntnis von der ganzen Maschine versprechen würde, wenn man nicht auf Details einging und eine ausführliche Beschreibung dieser Teile gäbe. Sie sind aber so zahlreich, daß diese Arbeit, wie uns scheint, die Grenzen überschreiten dürfte, die wir uns im Hinblick auf den Umfang der Abhandlung und auch im Hinblick auf die Zahl der Abbildungen gesetzt haben. Womit übrigens soll man die Abhandlung beginnen? Wie soll man die Bildtafeln anfertigen lassen? Der Zusammenhang zwischen den Teilen verlangte, daß man alles zugleich beschrieb und zeigte – was aber nicht möglich ist, weder in der Abhandlung, wo die Dinge notwendig aufeinander folgen, noch in den Abbildungen, wo die Teile einander verdecken. ...

Um diese Hindernisse zu überwinden, glaubten wir hier eine Art Analyse vornehmen zu müssen, und zwar so, daß die ganze Maschine in mehrere besondere Gruppen zerlegt wird, daß unter jeder Gruppe die Teile dargestellt werden, die an ihr sonst nicht deutlich wahrzunehmen sind, daß diese Gruppen nach und nach miteinander verbunden werden und so Schritt für Schritt die ganze Maschine zusammengesetzt wird. (Diderots Enzyklopädie 2001, S. 64/65)

Das naive Beschreiben scheitert nicht einfach an der Fülle des Darzustellenden, es scheitert, weil es den Zusammenhang der Elemente gar nicht zeigen und also weder bildhaft noch sprachlich abbilden kann. Diderot und d'Alembert eröffnen uns dankenswerter Weise einen Blick in ihr Labor des Beschreibens. Nur einen Weg gibt es zur Lösung des eindrücklich geschilderten Beschreibungsproblems: Dem Beschreiben muß eine Analyse und Synthese der Strumpfwirkmaschine vorausgehen. Das Beschreiben ist – wenn es sinnvoll und kohärent sein soll – nur möglich als ein »Erklären« des Zusammenhangs ihrer Elemente. Das Erklären tritt nicht einfach optional zum Beschreiben hinzu. Es ist dessen unabdingbare Voraussetzung. Zumindest mit den Konsequenzen dieser Überlegungen gehören die Enzyklopädisten bereits zur Moderne.

Ein Lehrstück für dieses Problem ist die Entwicklung von der Naturbeschreibung zur Naturerklärung. Dies ist einerseits ein historischer Prozeß, andererseits nimmt der schreibende Naturforscher in Personalunion unterschiedliche Darstellungsrollen ein: Die naive Wahrnehmung wird mehrfach gebrochen und die Form der Beschreibung selbst gewinnt zunehmend methodische und damit theoretisch begründete Züge. Ein eindrucksvolles

Beispiel dafür habe ich in Ernst Haeckels Beschreibung der Korallenfauna und -flora des Roten Meeres aus dem Jahr 1873 gefunden. Auf gerade einmal drei Seiten bekommt der Leser drei einander ablösende Beschreibungsperspektiven vorgeführt. Die folgenden Textausschnitte zitieren jeweils exemplarische Passagen.<sup>4</sup> Die Kommentierung schließe ich unmittelbar an. Haeckel ist von dem Naturerlebnis zunächst begeistert:

Diese Pracht zu schildern vermag keine Feder und kein Pinsel. ... Ein Vergleich dieser formenreichen und farbenglänzenden Meerlandschaften mit den blumenreichsten Landschaften gibt *keine richtige Vorstellung*. Denn hier unten in der blauen Tiefe ist eigentlich alles mit bunten Blumen überhäuft, und alle diese zierlichen Blumen sind lebendige Korallentiere. ... Metallglänzende Fische von den sonderbarsten Formen und Farben spielen in Scharen um die Korallenkelche gleich den Kolibris, die um die Blumenkelche der Tropenpflanzen schweben. (Haeckel 1983, S. 134; Herv. H.F.)

Der erste Abschnitt der Darstellung ist dem Topos des Unvergleichlichen verpflichtet. Zugleich wird darin deutlich, daß das Beschreiben weniger in reinen Eigenschaftsaufzählungen als in Vergleichen besteht, die dem Leser den Bezug auf schon Bekanntes ermöglichen. Das geht bis in die Wortbildung hinein. Es geht bei der Beschreibung jedenfalls darum, beim Leser eine ›richtige Vorstellung‹ vom Beschriebenen zu erzeugen.

Man könnte glauben, daß in diesen bezaubernden Korallenhainen, wo jedes Tier zur Blume wird, der glückselige Friede der elysischen Gefilde herrsche. Aber ein näherer Blick in ihr buntes Getriebe lehrt uns bald, dass auch hier, wie im Menschenleben, beständig der wilde Kampf ums Dasein tobt... Wir bücken uns um eine prächtige smaragdgrüne Aktinie vom Boden aufzuheben, die zwischen den Schalenklappen einer toten Riesenschale zu sitzen scheint. Jedoch zur rechten Zeit noch erkennen wir, daß der grüne Körper keine Aktinie, sondern der Leib des lebenden Muscheltieres selbst ist; hätten wir es unvorsichtig angefaßt, so wäre unsere Hand durch den kräftigen Schluß der beiden Schalenklappen elend zerquetscht worden. (Ebd. S. 135)

Der zweite Abschnitt thematisiert die Fragwürdigkeit der vorhergehenden Beschreibungsform als Wahrnehmungstäuschung. Das naive Beschreiben wird problematisiert, ein ›näherer Blick‹ wird nahe gelegt. Der Gebrauch des Konjunktiv deutet an, daß je nach dem Vorgehen des Beobachters die Beschreibung unterschiedlich auszufallen hätte. Die beschreibende Sequenz zu

<sup>4</sup> Aus: Ernst Haeckel: Biographie in Briefen, Leipzig 1983, S. 126–139.

der vermeintlichen Aktinie ist eingebettet in eine Vorgangsbeschreibung, die ihrerseits erörtert wird. Das elysische Naturkonzept wird als Ideologie entlarvt und die darwinistische Perspektive an seine Stelle gerückt. Nur so könne nun die Beschreibung eine ›richtige Vorstellung‹ vermitteln, meint Haeckel.

Welche fabelhafte Fülle des buntesten Tierlebens auf diesen Korallenbänken durcheinander wimmelt und miteinander ums Dasein kämpft, davon kann man sich erst bei genauerem Studium ein annäherndes Bild machen. ... Wir setzen z.B. einen schönen Madreporenstock ... vorsichtig in ein großes mit Seewasser gefülltes Gefäß etc. ... Und selbst wenn wir den Korallenstock herausnehmen und mit dem Hammer in Stücke zerschlagen, finden wir in seinem Inneren noch eine Menge verschiedener Tierchen ... Und welche Fülle unsichtbaren Lebens enthüllt uns erst das Mikroskop! (Ebd. S. 136)

Der dritte Abschnitt schließlich macht den naiven Beobachter zum methodisch vorgehenden Forscher. Der Beschreibungsgegenstand wird systematisch erkundet, er wird gezielt modifiziert (zerschlagen) und zum Instrument des näheren Blicks wird das Mikroskop in einer Laborumgebung. Nur die methoden- und theoriegeleitet vorgehende Beobachtung kann eigentlich die ›richtige Vorstellung‹ vermitteln.

In der Wissenschaftstheorie der Moderne wird diese Perspektive radikalisiert. Das Problem ist nicht mehr die ›positive‹ Überfülle der Sinnesdaten, sondern der bei Diderot und Goethe schon angedeutete und bei Haeckel fortgeführte Aspekt, daß der Beobachter nicht einfach etwas feststellt, sondern seinen Gegenstand methodisch ›behandelt‹, ja konstituiert. In seiner inzwischen zum Klassiker avancierten Abhandlung *Die Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache* (1935/1999) schreibt Ludwig Fleck, es sei »überhaupt sinnlos, von *allen* Eigenschaften eines Gebildes zu sprechen, da die Zahl der Eigenschaften beliebig groß gemacht werden kann und die Zahl der möglichen *Eigenschaftsbestimmungen* von den Denkgewohnheiten eines Gebietes abhängt.« (Fleck 1999, S. 120). Und er zieht im gleichen Zusammenhang die Konsequenz: »Wir wollen also das voraussetzungslose Beobachten – psychologisch ein Unding, logisch ein Spielzeug – beiseite lassen« (ebd. 1999, S. 121). Insofern es kein voraussetzungsloses und interesseloses Beobachten gibt, gibt es auch kein bloß registrierendes und im naiven Sinne phänomenorientiertes Beschreiben. Weder literarisch noch enzyklopädisch, noch wissenschaftstheoretisch kann das Beschreiben im Sinne einer naiven Idee des Wahrnehmens und Beobachtens als bloße Deskription bestimmt werden. Das Beschreiben ist als sprachliche Tätigkeit offenbar unausweichlich in epistemologische Zusammenhänge eingebunden und

es ist epistemologisch produktiv. Die Untersuchung zeigt, daß naive Konzepte der Vorstellungskonstruktion durch Beschreibungen scheitern, daß es den Autoren vielmehr, was immer dies im einzelnen bedeuten mag, um die Vermittlung der »richtigen Vorstellung« geht und daß diese im Aufbau der Beschreibung selbst zu rechtfertigen ist.

Insoweit Beschreibungen auf Bekanntes Bezug nehmen, können sie freilich expliziter explikativer und argumentativer Züge entbehren. Das darf aber nicht den Blick auf die Tatsache verstellen, daß das »Problem der Relevanz« (Schütz 1971) pragmatisch das fundamentale Beschreibungsproblem bildet. Genau dies war ja auch der Kern des Gehlen'schen Eingangsbeispiels. Die Argumentation dazu wird im folgenden im engeren Sinne linguistisch fortgeführt.

#### 4. Beschreiben: Erkennen und Wiedererkennen mit sprachlichen Mitteln

Der in diesem Beitrag vertretenen Konzeption des Beschreibens liegt folgende *Kernthese* zugrunde:

Beschreiben zielt zunächst auf ein sprachliches Erkennen und Wiedererkennen. Beschreibungshandlungen sind hochselektiv: Sie orientieren sich an pragmatischer Relevanz und sie reflektieren die in sprachlichen Ordnungen – etwa lexikalischen Paradigmen, Stereotypen und Rahmen – bereits impliziten Beschreibungsleistungen. Das Beschreiben operiert stets in einem Feld sprachkonstituierter Unterscheidungen und Relevanzen. Es verbindet konzeptuelle und sprachliche Strukturierung in Akten des Determinierens, des Deliminierens, des nominativen und prädikativen Charakterisierens. Das heißt: Beschreibungshandlungen konstituieren konzeptuelle Unterscheidungen und Begriffe im Medium der Sprache. Diese epistemische – und im kommunikativen Raum sozial-kognitive – Funktion prägt die sprachlichen Mittel und die textuelle Verwendung des Beschreibens. Darüber hinausgehend kann das Beschreiben im Sinne spezifischer Formen (Textsorten) von Beschreibungen auch eine makro- und superstrukturelle Prägung erfahren.

##### 4.1. Beschreiben I und Beschreiben II

Das Beschreiben ist vor der Einordnung in ein System von Makroformen zunächst als Grundfunktion des sprachlichen Handelns – mit Bühler als Darstellungsfunktion – zu fassen. Die Darstellungsfunktion erwächst histo-

risch aus der Symptom- und der Signalfunktion, ist aber als einzige genuin sprachlich. In diesem Sinne liegen beschreibende Prozeduren bereits vor in allen Akten der Bezeichnung, sei es die Determinierung von Nomina (»der« Mann, »ein« Mann, »alle« Männer), sei es die charakterisierende Attribuierung oder die adverbiale Bestimmung des Prädikats; auch Wortbildungen können in diesem Sinn beschreibende Funktion übernehmen. Ich möchte im Blick auf diese Grundfunktion von »Beschreiben I« sprechen. Es ist die bottom-up-Seite, die konstruktive Seite des Beschreibens und in dieser Funktion fundiert das Beschreiben freilich auch die Beschreibung als Makroform, aber eben nicht nur das Beschreiben, sondern durchaus auch das Erzählen, das Instruieren, das Erklären und das Argumentieren. Das »Beschreiben I« als ausdrucks- und textbildende Prozedur zielt auf ein sprachlich vermitteltes Erkennen und Wiedererkennen. Es ist epistemisch produktiv.

»Beschreiben I« ist als sprachliche Prozedur und Textsegment von allgemeinerem Charakter als das »Beschreiben II« als Makroform. Um Mißverständnisse auszuschließen, sei gesagt, daß »Beschreiben II« nicht eine Textsorte meint oder mit beschreibenden Textsorten gleichzusetzen wäre. Die »Beschreibung« gibt es als Textsorte nur als »schuldidaktische Aufsatzform«. Das Spektrum beschreibender Textsorten ist unter Formgesichtspunkten außerordentlich heterogen und divergent, weil das Beschreiben textlich in unterschiedlichste Funktionszusammenhänge eintritt (z.B. Lexikonartikel, Produktbeschreibung, Steckbrief, Bedienungsanleitung, Versuchsbeschreibung).

##### 4.2. Implizite Beschreibungsleistungen und neue Unterscheidungen

Beschreibungshandlungen orientieren sich als Mitteilungen an pragmatischen Relevanzkriterien. Worum geht es? Was ist wichtig? Was ist von Interesse? Das Beschreiben stützt sich dabei auf Weltwissen im Allgemeinen und auf die sprachliche Kompetenz im Besonderen. Es reflektiert die in sprachlichen Ordnungen bereits impliziten Beschreibungsleistungen und schafft im Medium der Sprache neue konzeptuelle Unterscheidungen und Begriffe. Die Analogie von Beschreiben und Zeichnen ist vor allem auch ungenügend, weil sie solche genuin sprachlichen Leistungen unberücksichtigt läßt. Zwei Beispiele sollen das illustrieren:

Jede Beschreibung berücksichtigt implizite und über konventionelles lexikalisches Wissen sowie Schemata bereits voraussetzbare Beschreibungsleistungen der Sprachgemeinschaft. Tut sie das nicht, wird sie komisch, wofür

uns Karl Valentins Text *Das Aquarium* in einer bekannten Ortsbeschreibung ein Beispiel liefert,

... Ich hab' nämlich früher in der Sendlinger Straße gewohnt, nicht in der Sendlinger Straß', .... in den Häusern hab' ich gewohnt, in der Sendlinger Straß. Nicht in allen Häusern, in einem davon, in dem, das zwischen den andern so drin steckt. Ich weiß nicht, ob Sie das Haus kennen. Und da wohn ich, aber nicht im ganzen Haus, sondern nur im ersten Stock, der ist unterm zweiten Stock und ober dem Parterre, so zwischen drin...

(aus: Karl Valentin: Gesammelte Werke in einem Band, hg. von Michael Schulte, München 1985, S. 13)

Das Beschreiben als sprachliches Handeln in einem Feld sprachkonstituierter Schemata führt auch zu neuen konzeptuellen Unterscheidungen und Begriffen. Der folgende Textausschnitt von Kurt Tucholsky, der uns ein bekanntes Beschreibungsproblem beschreibt, belegt dies eindrücklich.

Mir fehlt ein Wort

Ich werde ins Grab sinken, ohne zu wissen, was die Birkenblätter tun. Ich weiß es, – aber ich kann es nicht sagen. Der Wind weht durch die jungen Birken; ihre Blätter zittern so schnell, hin und her, daß sie ... was? Flirren? nein, auf ihnen flirrt das Licht; man kann vielleicht allenfalls sagen: die Blätter flimmern... aber es ist nicht das. Es ist eine nervöse Bewegung, aber was ist es? [...] Was tun die Birkenblätter –? Nur die Blätter der Birke tun dies; bei den andern Bäumen bewegen sie sich im Winde, zittern, rascheln, die Äste schwanken, mir fehlt kein Synonym, ich habe sie alle. Aber bei den Birken, da ist es etwas andres [...] Während ich dies schreibe, stehe ich alle vier Zeilen auf und sehe nach, was sie tun. Sie tun es. Ich werde dahingehen und es nicht gesagt haben.

(Kurt Tucholsky: Gesammelte Werke, hg. von Mary Gerold-Tucholsky und Fritz J. Raddatz, Bd. 3, 1929-1932, Reimbek 1961, S. 189f.; veröffentlicht unter dem Pseudonym Peter Panter).

Das Beispiel zeigt, wie eng Beschreibung eines Phänomens und Begriffsbildung zusammenhängen. Das Beschreiben operiert im Medium der Sprache und ihrer Unterscheidungen, und es verhält sich stets zu diesen Unterscheidungen. Diese Beziehung, man kann es der Argumentation Tucholskys fast Wort für Wort ablesen, ist explanativ. Das Beschreiben ist ein Erklären vor dem Hintergrund des sprachlich Bekannten. Auch wenn dem Autor, wie er angibt, »ein Wort fehlt«, er beschreibt erfolgreich, was er meint.

Ein letztes Beispiel zu diesem Zusammenhang. Sobald eine Beschreibung mehr sein soll als eine individuelle Charakterisierung für den Augenblick, sobald es um ihre kognitive Verlässlichkeit geht, bewegt sich das Beschrei-

ben in Vergleichen und Unterscheidungen. Es erzeugt definitive und definitonische Abgrenzungen. Das folgende Beispiel stammt aus der linguistischen Fachsprache. Linguisten *beschreiben* Sprachen. Einer der wichtigsten Schritte ist die phonetische Beschreibung. Eisenberg (1998) gliedert die Schallereignisse in ›Geräusche‹ und ›Töne‹ und beginnt seine Beschreibung der Geräusche so:

Für die Beschreibung von Sprachlauten ist es sinnvoll, drei Typen von Geräuschen zu unterscheiden. ... [Es folgt zunächst eine Ausführung zu Zischgeräuschen, die ich hier auslasse; H.F.] Ein ganz anderer Typ von Geräusch entsteht als periodisch gegliedertes Schallereignis. Die elementaren Schallereignisse dieser Gliederung folgen so schnell aufeinander (ca. 20 Hz), daß für das Ohr nicht mehr das einzelne Geräusch zum Gegenstand der Wahrnehmung wird, wie es etwa bei einer Folge von Schlägen der Fall wäre. Die Ereignisfrequenz ist andererseits so niedrig und das Einzelereignis mit so viel Geräusch verbunden, daß ein tiefer Brummtönen sozusagen nur als Nebenprodukt entsteht. In einem solchen Fall ist »das wahrgenommene Resultat ... ein konstantes Klangereignis mit der inneren Ereignisstruktur eines Trillers« (Tillmann/Mansel 1980:40). Auf einem Trillengeräusch beruht von den Lauten des Deutschen zweifelsfrei das explizit artikulierte Zungen-r, geschrieben [r]. Beim [r] hört man die einzelnen Schläge der Zunge als Bestandteil eines Kontinuums, begleitet von einem tiefen Brummtönen. (Eisenberg 1998, S.46)

Bis in die Grammatik hinein wird hier deutlich, daß das Beschreiben eine Sprachhandlung ist, die vergleichend und unterscheidend Bezug nimmt auf sprachlich bereits etabliertes Wissen und auf diese Weise Relevanz markiert. Schon die Angabe einzelner positiver Merkmale impliziert den Vergleich. Typisch ist z.B. die Nominalphrasenstruktur mit Nominalkompositum und relationalem Adjektiv, wie sie die folgenden Beispiele zeigen: 1) periodisch gegliedertes Schallereignis, 2) konstantes Klangereignis, 3) explizit artikulierte Zungen-r, 4) tiefer Brummtönen. Das Kompositum kategorisiert bereits, das Adjektiv charakterisiert, wobei die hier verwendeten Adjektive (›periodisch‹, ›konstant‹, ›explizit‹, ›tief‹) eine bipolare Semantik haben und damit das unterscheidende Kategorisieren stützen. Die Merkmalsangabe ist auch syntaktisch vergleichend angelegt: 1) folgen so schnell aufeinander, daß ...; 2) ist so niedrig, daß ...; 3) ist mit so viel Geräusch verbunden, daß ... . Die vergleichende Fixierung von Eigenschaften auf einem Merkmalskontinuum (so...) wird hier jeweils konsekutiv mit der Beschreibung von Folgen (›daß...‹) verbunden.

Für den Wissenschaftler ebenso wie für den nicht an Begriffsgebäuden interessierten Laien gilt hinsichtlich der Beschreibung der Grundsatz der

Relevanz. Diese kann nur hergestellt werden durch den Bezug auf das vorgängige sprachliche Wissen und Weltwissen der Adressaten. Sicher ist das diskutierte Beispiel stark fachsprachlich bestimmt, ich denke jedoch, daß Vergleichen und Unterscheiden und der darin zum Ausdruck kommende Erklärungsbedarf das Beschreiben insgesamt charakterisieren. Damit sind wir bei einer genuin pragmatischen Größe.

### 4.3. Beschreiben in Texten

Inwiefern ist das Beschreiben und damit auch die Struktur beschreibender Texte bestimmt durch Erwartungen, Interessen und Vorwissen der Adressaten? Was haben die bisherigen Ausführungen zum Beschreiben mit dem Text, mit der Makroform Beschreiben zu tun?

Diese Zusammenhänge lassen sich am besten untersuchen an Textbeispielen, bei denen das Beschreiben als ›textbildende‹ Prozedur im Zentrum steht und die noch nicht durch konventionale Muster des Beschreibens und spezifizierte Textsortenanforderungen überformt sind. Exemplarisch dafür sind historische Beschreibungstexte und Beschreibungen im Spracherwerb. Zunächst ein Beispiel aus dem Texterwerb. Wie seine Mitschüler ist Cengiz (6. Schuljahr) gebeten worden, sein Zimmer so zu beschreiben, daß »eine Person, die es nicht kennt, sich nachher darin auskennt«.<sup>5</sup>

Cengiz

In meinem Zimmer wohne nur ich. Ich habe zwei Betten, eins über dem anderen, ich habe einen Schreibtisch zum Arbeiten, aber ich arbeite während ich auf dem Teppich liege. Rechts von meinem Schreibtisch habe ich einen Haken für meine Kleider und links zwei Regale, wo ich meine Spielsachen drauflege. Über meinem Schreibtisch habe ich meine Schulsachen, Lineal, Stifte, Radiergummi usw. Ich habe wenigstens 40 Bücher, davon vier Wörterbücher. In meinem Zimmer habe ich keinen Wecker, weil ich von selbst um 6.40 Uhr wach werde. Ich habe zwei Wände in meinem Zimmer und einige Poster. (6. Klasse)

Ein an den Stereotypen der Stilformendidaktik orientierter Lehrer würde in jedem Falle und spätestens beim vorletzten Satz des Textes stolpern: »In meinem Zimmer habe ich *keinen* Wecker, weil ich von selbst um 6.40 wach

<sup>5</sup> Der Text ist unveröffentlichten Texterhebungen eines Schweizer Kollegen entnommen. Ich danke Thomas Bachmann (Zürich) für die Überlassung. Vgl. auch zuletzt Bachmann 2002 für Untersuchungen zur Entwicklung des Anleitens.

werde.« Cengiz bezieht sich in seiner Beschreibung auf ein Element, das sich gar nicht im Zimmer befindet, und im Nebensatz führt er dafür auch noch einen Grund an. Er erklärt also. Daraus wird ersichtlich: das Beschreibungsverhalten orientiert sich an der Erwartung des Adressaten – ich erinnere an das Gehlen-Zitat. Cengiz unterstellt dafür einen mitteleuropäischen Normalfall von Kinderzimmer, nebst üblicher Ausstattung. Zugrunde liegt auch hier eine Vergleichsoperation. Konstitutiv für das Beschreiben wird damit der Bezug auf das gerade nicht phänomenal Präsenze. Das hatten wir auch schon bei Tucholsky gesehen.

Ein genauerer Blick auf Cengiz' Text zeigt, daß das vergleichende Beschreiben den Aufbau prägt:

Cengiz schreibt vermutlich den ersten Satz wegen des zweiten. Er antizipiert die kulturell geprägte Lesererwartung, daß bei zwei Betten in einem Zimmer auch zwei Personen in diesem Zimmer wohnen. Auch die Apposition in »Ich habe zwei Betten in meinem Zimmer, eins über dem anderen«, wird dann sinnvoll, wenn wir von der Normalerwartung ausgehen, daß zwei Betten in einem Zimmer typischerweise eben nicht übereinander stehen. Auch der dritte Satz zum Schreibtisch soll nicht mißverstanden werden und das adversative ›aber‹ bezieht sich wiederum – in Ablösung von den positiven ›Daten‹ – auf die Lesererwartungen.

Beschreiben heißt also immer auch: Hinausgehen über das Gegebene und Einordnen des Gegebenen in einen Sinnzusammenhang, in ein System von Typisierungen und Relevanzen. Damit geht es bei den interessanten und relevanten Beschreibungen immer auch um die Veränderung des Bekannten. Das jedoch wird nicht einfach so hingenommen, es erfordert Erklärungen, ja Argumentationen. Hier ergibt sich der innere und notwendige Zusammenhang zwischen Beschreiben und Argumentieren, der auch dort präsent ist, wo er nicht in der Oberfläche der Texte erscheint.

Ich komme zu dem angekündigten historischen Beispiel.

Dürers Rhinoceros aus dem Jahr 1515, von dem es verschiedene Fassungen – auch des Beschreibungstextes – gibt, spricht gegen die Theorie, das Beschreiben sei ein Zeichnen mit sprachlichen Mitteln. Die beschreibende Text wird *zusätzlich* zum Bild abgedruckt. Weil dies kaum bloße Redundanz sein kann, gibt der Text Gelegenheit, nach dem eigenständigen, sprachlichen Beitrag des Beschreibens zu fragen.

Was an Dürers Text zunächst exemplarisch deutlich wird, ist die bereits zitierte Charakterisierung des Beschreibens als textlinguistische ›Mischform‹ (Heinemann 2000, 363). Der Beschreibungsgegenstand wird einleitend *narrativ* i.w.S. kontextualisiert. Die Exposition greift dafür auf Elemente des



Nach Choistiegeburt / 1515. Jar Adi 1. May hat man dem großmechtigsten König Emanuel von Portugal gen Lysabona aus India pracht/ Ein solch lebendig Thier. Das nennen sie Rhinocerus/ Das ist hie mit all seiner gestalt abconterfect. Es hat ein farb wie ein gespreckelte schildkrot/ und ist von dicken schalen überleget sehr fest/ und ist in der groß als der Heilffandt/ aber niderichter von baynen und sehr wehrhafftig es hat ein scharffstarck Horn vorn auff der Nassen/ das begundt es zu wetzen wo es bey staynen ist / das da ein Sieg Thir ist/ des Heilffandten Todtfeyndt. Der Heilffandt fürchts fast übel/ den wo es Ihn ankomp/ so laufft Ihm das Thir mit dem kopff zwischen die fordem bayn / und reist den Heilffanten unten am bauch auf/ und er würget ihn/ des mag er sich nicht erwehren. Dann das Thier ist also gewapnet/ das ihm der Jeilffandt nichts Thun kann/ Sie sagen auch/ das der Rhinocerus/ Schnell/ fraydig/ und auch lustig/ sey.

Albrecht Dürer, Das Rhinoceros, 1515, 212 x 300

Berichts zurück, wie sie für die Mitteilung von Neuigkeiten auf neuhochdeutschen Flugblättern typisch sind. Nicht berichtet wird, daß das Tier mit dem transportierenden Schiff untergegangen war und bereits tot nach Europa kam. Die sterblichen Überreste wurden ausgestopft und erst so zum Gegenstand der Beschreibung. Dieser Aspekt paßt wenig zu der offenbar intendierten, »verlebendigen« Beschreibung des Tieres. Der narrativ berichtenden Exposition folgt die Beschreibung des Äußeren über eine vergleichende Merkmalangabe zu Farbe und Größe. Aber beim »scharffstarck

Horn« des Rhinoceros angelangt, wird die Beschreibung erneut narrativ: »Das begundt es zu wetzen, wo es bey staynen ist«. Die hier angedeutete Vorgangsbeschreibung erweist sich im Fortgang des Textes als implizite epische Vorausdeutung: Es werden die Waffen für den mittels der Vorgangsbeschreibung inszenierten Kampf mit dem Elefanten geschärft. Dichtung und Wahrheit liegen hier nahe beieinander. Die Beschreibung wird zur *Erklärung*, wenn es heißt: »Dann das Thir ist also gewapnet das ihm der Heilffandt nichts tun kann.« Eine genaue Betrachtung des Textaufbaus macht deutlich, daß dies nur konsequent ist, denn die vorgangsbeschreibende Passage zum Kampf zwischen Rhinoceros und Elefant verfolgt argumentativ den Zweck, die These zu belegen »das da ein Sieg Thir ist«. Das Rhinoceros wird beschrieben, indem es ins Verhältnis zum größten bekannten Tier gesetzt wird. Zum Thema wird, was eben nicht bildhaft darstellbar ist: die außerordentliche Kraft des Rhinoceros, die Klassifizierung als »Sieg Thir«. Die Beschreibung leistet das, was das Bild nicht kann, sie bricht argumentativ ein in das bestehende zoologische Weltbild, in die Hierarchie der monströsen Untiere der frühen Neuzeit.

Dürers Beschreibung zeigt exemplarisch die Einbettung des Beschreibens als Handlung in den Text, der zugleich narrativ-berichtende, explikative und argumentative Sequenzen enthält. Wolfgang Heinemann (2000, S. 363) stellt entsprechend fest, es sei »gerade für dieses Sequenzierungsmuster charakteristisch, daß es nur in Ausnahmefällen zur Konstitution von ganzheitlichen Texten verwendet wird, sondern vielmehr vor allem – mit anderen Textgestaltungsverfahren vernetzt, meist in subordinierter Funktion – der Erzeugung von Teiltexteinheiten dient.«

Heinemann formuliert hier eine wichtige Einsicht in die textlinguistische Realität des Beschreibens. Das Beschreiben ist allgegenwärtig, auch dort, wo wir keine beschreibenden Textsorten haben. Nur in einem, allerdings zentralen Punkt stimme ich Heinemann nicht zu. Das betrifft die Frage der Subordination. Sie verlangt zumindest eine weitergehende abschließende Erläuterung: Als Textsegmente, etwa in Erzählungen, sind beschreibende Passagen sicher der textuellen Superstruktur subordiniert. Unter dem Gesichtspunkt des Verhältnisses von Genesis und Geltung aber möchte ich dem Beschreiben eine übergeordnete Rolle zuweisen. So wie die Funktionen und Strukturen von Nebensätzen als funktionale Ausdifferenzierungen von Komponenten des Matrixsatzes aufzufassen sind, sind Erzählen, Berichten, Erklären und Argumentieren textpragmatische Ausdifferenzierungen, die aus der Matrix der Darstellungsfunktion der Sprache erwachsen. Diese aber ist allererst eine beschreibende.